



ERINNERN · GEDENKEN · BEGEGNEN

80. Jahrestag des Einmarsches der deutschen Wehrmacht in die UdSSR am 22. Juni 1941

Sonderausgabe des „Wolga-Journals“



Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Sachsens



EVANGELISCHE KIRCHE
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz



**BERLINER
MISSIONSWERK**

Inhaltsverzeichnis

Grußwort <i>Bischof Dr. Christian Stäblein (EKBO) und Bischof Tobias Bilz (EVLKS)</i>	4
Die Stalingrad-Madonna – Zeichen der Versöhnung <i>Pröpstin Dr. Elena Bondarenko</i>	6
Zwei russisch-deutsche Begegnungen <i>Ute Tolkmitt-Reuber</i>	8
Die Wolga-Region – meine zweite Heimat <i>Dr. Reinhard Richter</i>	12
Von Pas'cha und den Wolgadeutschen <i>Rüdiger von Fritsch</i>	14
Die Petrikerche: Zeichen einer versunkenen Kultur <i>Pastor Michael Schwarzkopf</i>	16
Werden Totengebeine wieder lebendig? <i>Sup. i. R. Dietrich Hallmann</i>	18
Russland – die Erste <i>OKR Friedemann Oehme</i>	20
Neue Gedenkkultur <i>Sup. i. R. Dr. Werner Krätschell</i>	22
Persönliche Erfahrungen in Russland <i>Sabine Erdmann-Kutnevic</i>	24
Unvorstellbar! <i>Axel von Hoerschelmann</i>	26
Svetlij Jar (Светлый Яр) – Das Ende der Welt <i>Pfrn. Ulrike Bischoff</i>	27

Beziehungen an die Wolga <i>Diakon Michael Zimmermann</i>	30
Wenn nur der Glaube bleibt <i>Beate Wagner</i>	32
Vergesst uns nicht und kommt wieder! <i>Pfrn. Gabriele Neumann</i>	34
Annäherungen an Russland <i>Pfr. i. R. Dr. Arndt Haubold</i>	37
Russische Weiten <i>Pfr. Dr. Justus Werdin</i>	38

Impressum

Herausgeber:
Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und
der Evangelischen Landeskirche Anhalts
Georgenkirchstraße 69/70, 10249 Berlin
Telefon: (030) 243 44-123
bmw@berliner-missionswerk.de
www.berliner-missionswerk.de

Titelmotiv:
Evangelische Kirche in Sarepta (Wolgograd)

Drucker:
Buch- und Offsetdruckerei Häuser KG
Venloer Straße 1271, 50829 Köln

klimaneutral gedruckt
auf umweltfreundlichem Papier

Bildnachweis: Reinhard Richter (Titel,
10–11, 21, 28–29, 32, 35, 36, 40),
Victoria P./Shutterstock.com (15),
Justus Werdin (23, 35, 39)

Zum 80. Jahrestag des Einmarsches der deutschen Wehrmacht in die UdSSR am 22. Juni 1941

Liebe Schwestern und Brüder,

auf vielfältigste Weise sind wir alle verbunden mit unseren Partnern der evangelischen Diaspora in Russland. In diesem Jahr rückt uns mit dem 80. Jahrestag des Einmarsches der deutschen Wehrmacht in die Sowjetunion am 22. Juni 1941 das Gedenken an alle grausamen Schrecken des Krieges und seiner Folgen in die Mitte. Aus Staaten, die einander zwei Jahre zuvor einen Nichtangriff vereinbart, sich aber zeitgleich Polen untereinander aufgeteilt und besetzt hatten, wurden Feinde. Slawen wurden als minderwertige Menschen angesehen. Hitlers Befehl zu Einmarsch und Eroberung des „Lebensraums im Osten“ löste einen ungeheuerlichen Eroberungs-, Versklavungs- und Vernichtungskrieg mit Millionen Opfern auf sowjetischer Seite aus. Stalins Antwort war der Befehl zum „Großen Vaterländischen Krieg“ und gleichzeitig zur Vertreibung der Deutschen aus der Wolga-Region nach Sibirien. Diese Geschehen werden uns erneut in die lebendige Erinnerung gestellt.

Heute leben wir in Mitteleuropa im Frieden. Aber das geschieht eben nicht nur so. Um Frieden zu bewahren, muss er gelebt und gepflegt werden, am besten durch direkten Austausch zwischen den Menschen. Darum haben sich viele, auch mit Hilfe namhafter Werke und Institutionen, verdient gemacht. Unsere Kirchen, die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens und die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, sind auf vielfältige Weise mit den Propsteien der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Europäischen Russland partnerschaftlich verbunden. Viele Aktive bringen sich in die Partnerschaftsarbeit zwischen den Gemeinden ein und nehmen regen Anteil am Ergehen der Partnerinnen und Partner.

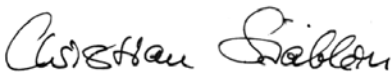
Diese Broschüre versammelt beispielhaft Beiträge derer, die auf besondere persönliche Weise mit Russland, seinen Menschen und insbesondere mit den evangelischen Christinnen und Christen verbunden sind. Deren Geschichten sind eher leise, aber umso mehr gegenwärtig. Mit der Edition derselben wollen

wir das Gespräch in den Gemeinden anregen, um sich im Zutrauen zueinander über die persönlichen Erlebnisse und die eigenen Mühen zum Frieden auszutauschen.

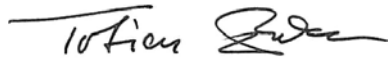
Unser Dank gebührt den Autorinnen und Autoren dieser Broschüre sowie allen, die sich um die Partnerschaftsarbeit und den lebendigen Austausch über große Entfernungen hinweg verdient machen.

Mögen uns diese persönlichen Zeugnisse dahin leiten, wo wir den „Frieden, höher als alle Vernunft“ finden.

Mit herzlichen Segenswünschen



Bischof Dr. Christian Stäblein



Landesbischof Tobias Bilz

30. März 2021

W-1942

LICHT

E
I
N
A
C
H
T
E
N
-
M
K
E
S
S
E
L



M
O
M
-
L
I
E
N
D
E
N

FESTUNG STALINGRAD

Die Stalingrad-Madonna – Zeichen der Versöhnung

Für mich war das wichtigste Erlebnis des Gedenktages zum 75. Jubiläum des Endes des 2. Weltkrieges die Ankunft der Stalingrad-Madonna in Moskau. Ich habe von diesem Bild viel gehört, habe es als Reproduktion gesehen. Ich hatte Glück: Ich war einmal im Kurt-Reuber-Museum in Kassel und habe auch dort die Geschichte der Stalingrad-Madonna gehört. Diese Geschichte hat mich sehr beeindruckt, weil es für mich ein Wunder war, dass die menschliche Natur immer nach menschlichen Weisen, nach Gott, nach Geborgenheit und menschlicher Wärme unter den schwierigsten Lebensumständen gesucht hat. Krieg ist etwas Unnatürliches, obwohl sogar die Natur voller verschiedener Kämpfe ist. Aber wenn Menschen andere Menschen wegen politischer oder anderer Interessen kleiner leitender Gruppen töten, das ist wirklich unnatürlich.

Ich denke, es ist besonders schwierig, wenn man von der offiziellen Ideologie nicht betäubt ist und alles versteht, aber trotzdem als Soldat in die Armee berufen wird. Für mich ist die Stalingrad-Madonna ein Symbol für eine so schwierige Berufung. Ich habe sie auch in Berlin in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gesehen, und ich freue mich sehr, dass uns eine offizielle Kopie dieser wunderbaren Gestalt geschenkt wurde. Ich danke unseren Brüdern und Schwestern in Berlin für diese segensreiche Gabe! Jetzt ist die Madonna auch bei uns in der Kathedrale, und wir sehen sie jeden Sonntag im Gottesdienst! Sie erinnert uns jetzt nicht nur an die Trauer des Krieges, sondern auch und viel mehr an unsere Freundschaft und an die Einheit der christlichen Kirche, zu der wir heute berufen sind. Wie der Evangelist Johannes schreibt: „Dabei wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt“ (Johannes 13:35).

Pröpstin Dr. Elena Bondarenko, Moskau

Bild links: Die Stalingrad-Madonna wurde von dem evangelischen Pastor und Lazarett-Oberarzt Kurt Reuber zu Weihnachten 1942 im von der Roten Armee eingekesselten Stalingrad (heute Wolgograd) gezeichnet.

Zwei russisch-deutsche Begegnungen

Im Haus der Wirtschaft in Wolgograd hatte der Philosophieprofessor Scherbinin 2005 eine Ausstellung mit Portraitzeichnungen meines Vaters Kurt Reuber, die dieser von russischen Menschen bei seinen seuchenbedingten Besuchen in deren Häusern gezeichnet hatte, veranstaltet. Im Anschluss an die Eröffnungsveranstaltung fand im großen, vollbesetzten Hörsaal des Panoramamuseums eine Podiumsdiskussion vor interessiertem Publikum, unter Teilnahme vieler ordensgeschmückter Veteranen des Zweiten Weltkriegs, statt. Nach der musikalisch umrahmten Veranstaltung kam eine Schülerin mit einem großen Blumenstrauß auf mich zu und überreichte mir diesen mit dankbaren Worten dafür, dass mein Vater ihre verletzte Großmutter während eines Bombenangriffs ärztlich versorgt habe und sie in ein deutsches Militärlazarett habe bringen lassen, wodurch sie überlebt habe. Dies habe ihr die Großmutter erzählt. Ein Erlebnis, das mich sehr bewegt hat und mir heute noch vor Augen steht.

Eine weitere Begegnung gab es in Moskau im russischen Militärarchiv, ebenfalls im Jahr 2005 bei meinem zweiten Russlandbesuch. Im Frühjahr desselben Jahres hatte ein russisches Filmteam bei uns zu Hause in Kassel Filmaufnahmen von zahlreichen Portraits russischer Menschen gemacht. Bei dieser Gelegenheit wurden uns Bilder von einer Ausstellungsvitrine gezeigt, die zuvor im Vorraum des Panoramamuseums gestanden hatte. Dort war mit anderen Dokumenten über meinen Vater auch ein Tagebuch meines Vaters ausgestellt, das dieser während seines Einsatzes in Russland wohl geführt hatte. Es begann nun ein Briefwechsel mit dem russischen Militärarchiv, weil ich versuchen wollte, eine Kopie dieses Tagebuchs zu erhalten. Nachdem ich einen Nachweis mit Geburts- und Heiratsurkunde erbracht hatte, dass ich auch die Tochter von Kurt Reuber bin, wurde mir mitgeteilt, dass ich nach Moskau kommen möge, damit man eine Übergabe vornehmen könne. Da dies aus gesundheitlichen Gründen nicht möglich war, sollte mir eine Kopie des Tagebuchs durch einen Boten des Volksbunds Deutscher Kriegsgräberfürsorge überbracht werden. Dies geschah dann durch einen früheren Oberst der russischen Armee, namens Viktor Muchin. Die Übergabe erfolgte dann in einem Saal des Volksbunds in Kassel im Beisein eines Teams des hessischen Fernsehens. Bei der Übergabe stellte ich dann fest, dass es sich nicht nur um eine Kopie des Tagebuchs handelte, sondern um das Original, in dem sich ein kleiner Umschlag aus Seidenpapier befand mit einer kleinen, abgeschnittenen Locke von mir,



Das Selbstbildnis mit der Inschrift „ich, in Festung Stalingrad“ zeichnete Kurt Reuber im Januar 1943 (Ausschnitt).

die meine Mutter meinem Vater einmal in einem Brief per Feldpost geschickt hatte. Der vom hessischen Fernsehen gesendete Film erregte ungläubiges Staunen und in meinem früheren Heimatdorf Wichmannshausen auch zweifelnde Nachfragen, ob das dann auch wirklich stimme mit der Locke.

Bei meinem zweiten Besuch in Moskau hatte ich dann unter Vermittlung des Boten, des früheren Oberst Muchin, Gelegenheit, mich im Militärmuseum für die großzügige Geste zu bedanken. Dafür war dort ein kleiner Empfang organisiert worden. Danach gewährte man mir und meinem Mann eine Führung durch das Archiv, in dem riesige Regale mit den Requisiten ehemaliger deutscher Kriegsgefangener aufbewahrt wurden. Sogar die Paulusakte zeigte man uns. Diese Erlebnisse in Wolgograd und Moskau sind für mich dankbare und immer noch bewegende Zeugnisse der Versöhnung.

Ute Tolkmitt-Reuber





Die Wolga-Region – meine zweite Heimat

Seit 1994 war ich jedes Jahr mindestens einmal bei den evangelisch-lutherischen Gemeinden an der Unteren Wolga. Die Wolga-Region ist mir zur zweiten Heimat geworden. Warum?

„Wir haben viel erleiden müssen. Jetzt wird alles gut. Und ihr Glaubensgeschwister aus Deutschland seid an unserer Seite. Gelobt sei Jesus Christus!“
Konstantin Bauer, Propst aus Lebjashje, 1994

„Vergesst uns nicht und betet für uns – und kommt wieder. Und vergesst auch nicht das Melkfett. Das ist nicht nur gut für die Fieß', das ist auch gut für die Seele.“
Erna Dräger, Gemeindeleiterin aus Kamyshin, 1995

„So, mein Bruder. Vier Sorten Wein habe ich im Garten um das Bethaus angebaut. Lass ihn uns gemeinsam verkosten. Der beste soll für das Abendmahl sein. Und zwei Eimer Tomaten nimmst Du für die Geschwister nach Deutschland mit. Hier bei uns an der Wolga wachsen die besten Tomaten.“
Robert Riffel, Gemeindeleiter aus Dobrinka, 1997

„Das ist das Schönste an eurem Besuch: Wenn die Schwestern in meiner Wohnung zusammenkommen und wir gemeinsam in der Bibel lesen. Und trinkt nur – von unserem guten Tee. Es ist genug da.“
Schwester Mina aus Petrow Val, 2000

„Lasst uns miteinander singen, beten, loben den Herrn! Wenn wir zum Erntedankfest hier zusammenkommen und dieses Lied singen, dann wird mir warm ums Herz und der Himmel ist ganz nah.“
Ljubow Schmidt, Gemeindeleiterin und Lehrerin aus Lebjashje, 2004

„Ich bin Imker und Prediger – beides mit großer Leidenschaft! Den Wolga-Honig nehmt ihr im Glas mit nach Deutschland, die Gemeinden im Herzen.“
Sergej Miller, Prediger aus Lebjashje, 2006

„Das schöne Bethaus von Kamyshin wurde zerstört. Helft ihr uns ein neues zu bauen? Bitte ...“
Ljudmilla Iljina, Gemeindeleiterin aus Kamyshin, 2007

„Meine Vision und mein Auftrag: Die baufällige Kirche von Gnadenthau soll wieder leben. Schaut mal, ich habe Bergsteiger in Moskau kennengelernt. Sie klettern heute auf den Kirchturm und bringen neue Bleche an.“

Andrej Pautow, Pfarrer in Werchnij Jeruslan, 2009

„Kirche sein bedeutet heute in Russland auch: diakonisch handeln. Deshalb haben wir das Zentrum „Haus Danko“ gegründet. Bitte unterstützt uns.“

Vera Sauer, Pfarrerin in Astrachan und Leiterin des Diakoniprojektes Danko, 2013

„Unser Traum: Wir gründen wieder eine evangelisch-lutherische Gemeinde, finden einen Raum für Gottesdienste und Gemeindebegegnung und haben eine treue Partnergemeinde in Deutschland.“

Elena Lidzhieva aus Elista, 2014

„Es sollen die bestehenden Partnerschaften mit Gemeinden in Deutschland gestärkt und vertieft, wenn möglich auch einige neue Partnerschaften gewonnen werden. Dabei stehen die Vermittlung des christlichen Glaubens, die diakonische und soziale Arbeit, der katechetische Unterricht für Kinder und Jugendliche sowie die Prävention gegenüber Drogenabhängigkeit und Kriminalität im Mittelpunkt des Wirkens. Möge Gott Sie segnen.“

Oleg Shtulberg, Propst aus Sarepta/Wolgograd, 2015

До свидания и с Богом!

Dr. Reinhard Richter, Vorsitzender des Wolga-Beirats

Von Pas'cha und den Wolgadeutschen

Die Quarkspeise kochte auf dem Herd. Bald würde die Mutter sie in die Form füllen, einen mit einem Mulltuch ausgeschlagenen großen Blumentopf aus Ton: Das war jedes Jahr ein großes Spektakel, das uns Kinder faszinierte. Und am Ostermorgen würde die fertige Pas'cha dann auf dem Tisch stehen – süß, voller Rosinen und Mandeln und reich mit bunten Zuckereiern verziert.

Wie kam diese traditionelle russische Osterspeise in unseren westdeutschen Nachkriegshaushalt? Meine Mutter war eine Deutsche aus dem Baltikum und ihre Eltern, meine Großeltern waren noch im alten russischen Reich aufgewachsen. Und die Pas'cha wurde zum Anlass zu erzählen – von Russland, russischen Traditionen und den Menschen dort. Eine fremde, aber doch faszinierende Welt entstand vor meinen Kinderaugen, wenn vor allem die Großmutter aus dem alten Russland erzählte. Ihr Vater war vor dem Ersten Weltkrieg Abgeordneter der Duma gewesen und Mitglied des Reichsrates, für die deutsche evangelische Kirche, wie es hieß. Auch das russische Osterfest hatte die Großmutter als Kind miterlebt – es war anders, mystisch und doch feierte es denselben christlichen Glauben.

Gegenstände sind es, an denen sich Erzählungen festmachen und es sind Begegnungen, die das Bild vom Anderen formen. Weil die Mutter gut Russisch sprach, kümmerte sie sich in den Siebzigerjahren um die Spätaussiedler, die in unserer schwäbischen Kleinstadt ankamen. Sie begrüßte sie am Bahnhof und begleitete sie auf ihren ersten Wegen in ihr neues Leben. Und immer wieder lud sie Deutsche aus Russland zu uns nach Hause ein – ‚Wolgadeutsche‘, zum ersten Mal hörte ich diesen Namen. Von welch schweren Schicksalen erfuhren wir dann, Stichworte wie ‚Verschleppung‘, ‚Verbannung‘, ‚Trud-Armee‘ fielen. Und in mir wuchs ein großer Respekt für die Menschen und ihre oft so schweren Lebenswege. Und für ihren starken, zumeist evangelischen Glauben.

So formte sich in mir eine doppelte Einstellung: Zuneigung und Sympathie für Russland, seine Kultur, seine Traditionen und seine Menschen und Empörung über die Zwangsherrschaft der Sowjets über die Menschen des Landes, Russen wie Deutsche wie andere und über das Unrecht, das ihnen angetan wurde. Die sowjetische Herrschaft zerbrach an ihren eigenen Widersprüchen – und



Erinnerung an Russland: Die traditionelle Quarkspeise Pas'cha kommt zu Ostern auf den Tisch.

mein Interesse an und meine Sympathie für Russland blieben. Und beides hat den politischen Stürmen standgehalten in fünf Jahren, die ich als Diplomat in Russland habe arbeiten dürfen.

Rüdiger von Fritsch, Botschafter a. D.

Die Petrikerche: Zeichen einer versunkenen Kultur

Vor sieben Jahren kam ich als Pfarrer der Petrikerche ins schöne St. Petersburg. Fast mein ganzes Leben (seit dem Russischunterricht in der DDR) habe ich mich mit Russland beschäftigt, und ich war sehr froh, hier als Pfarrer arbeiten zu können.

Es ist ein besonderes Stück Russland – die Petrikerche: Mitte des 19. Jahrhunderts als größte lutherische Kirche Russlands gebaut, in sowjetischer Zeit als Schwimmbad zweckentfremdet, 1997 wieder als Kirche eingeweiht. Sie ist Zeichen einer versunkenen Kultur, der Kultur der Petersburger Deutschen. Seit dem 18. Jahrhundert wurden Fachleute vor allem in leitende Positionen berufen: Handwerker und Ingenieure, Ärzte und Juristen, Generäle und Admirale sowie Minister. Insgesamt über 100.000 Deutsche kamen nach St. Petersburg, und sie brauchten eine große Kirche: Die Gemeinde zählte über 15.000 Mitglieder.

Wenige von ihnen traf ich an, als ich vor sieben Jahren kam. Sicher, die meisten in der Gemeinde sind Russlanddeutsche, aber Petersburger/Leningrader Deutsche fand ich weniger als zehn – die meisten sind aus dem Osten zugewandert. Und die Gemeinde ist klein – mit 150 Mitgliedern füllt sie die Kirche auch an hohen Feiertagen nicht. Was ist meine Aufgabe?, dachte ich, als mir das alles deutlich wurde, vor sieben Jahren. Vor allem: zuhören, erfahren, was diese Menschen erlebt haben – die wenigen Petersburger und die hundert anderen Russlanddeutschen. Gut, dass ich nach der Schule noch lange Russisch gelernt habe – so konnten mir viele ihre Lebensgeschichte erzählen; die meisten sprechen ja kaum Deutsch.

Irena spricht gut Deutsch – heute ist ihr 90. Geburtstag. Sie hat immer in Leningrad und St. Petersburg gewohnt. Sie ist Kunsthistorikerin und hat mir erklärt, wie nach der Revolution 1917 die Schätze des Winterpalastes geplündert wurden, bevor er dann zum staatlichen Museum wurde, das wir als „Eremitage“ kennen. Wenn ich ihr zuhöre, erlebe ich dunkle Seiten des 20. Jahrhunderts: Stalins Terror, den ihre Mutter nur überlebte, weil sie nach der Scheidung einen Russen heiratete, die Schließung der Petrikerche, Krieg, Blockade, Anfeindungen gegen die Leningrader Deutschen, und dann kommt etwas Helles: 1993 – die Petrikerche wird wieder zur Kirche, und die Gemeinde



Die evangelische Petrikirche in St. Petersburg wurde Mitte des 19. Jahrhunderts erbaut.

entsteht wieder. Parallel dazu entsteht die Gesellschaft der Petersburger Deutschen und – nicht weniger wichtig – der internationale Klub der Petersburger; der von vielen hoch geachtete Direktor der Eremitage ist sein Präsident.

Evangelische Kirche und Kunstsinn, Petersburg als Kulturhauptstadt Russlands und Fenster zur Welt verbinden sich in diesen Gesprächen zu einer Brücke, über die Russlanddeutsche, Russen und Deutsche in meiner Gemeinde und ich gemeinsam gehen können, in eine offene Zukunft für dieses Land, die von Bildung und Toleranz getragen wird.

Pastor Michael Schwarzkopf, St. Petersburg

Werden Totengebeine wieder lebendig?

Einmal wurde ich zu einem Totenfeld gerufen, einem Panzerkampfplatz, auf dem die Rote Armee der Sowjetunion und die dorthin eingebrochene deutsche Wehrmacht vor vielen Jahren erbittert gegeneinander vorgegangen waren. Metallteile der Panzer sollen jüngst noch zu sehen gewesen sein. Die aufgeschütteten Sandhügel geben aber weiter Zeugnis von den furchtbaren damaligen Ereignissen. Als „Stalingrader Schlacht“ von 1942/43 mit ungezählten Toten auf allen Seiten sind sie in das historische Bewusstsein eingegangen, auch als Stoppschild für den Vernichtungsfeldzug des nationalsozialistischen Deutschlands nach Osten gegen die slawischen „Untermenschen“.

Es muss in den ersten der 2000er Jahre um den 9. Mai herum gewesen sein, dem „Tag des Sieges“ über Hitler-Deutschland, dass mich in Wolgograd von Nachkommen damaliger „Veteranen“ die Frage erreichte: Du bist doch aus Deutschland und lutherischer Pastor, ja? Dann komm doch zum Totengedächtnis in der Steppe draußen vor der Stadt, wo um Stalingrad gekämpft worden ist. Die Orthodoxe Kirche wird mit Priestern und Chor den feierlichen Akt zelebrieren. Wir würden uns sehr freuen, wenn du als geistlicher Vertreter der anderen Seite von damals mitwirken könntest. Ich habe Ja gesagt, konnte gar nicht fernbleiben, ist doch die Geschichte Russlands, der Sowjetunion, in Verknüpfung mit Deutschland und den Deutschen – bis in die furchtbarsten Tiefen hinein – das Thema, von dem ich seit Jugendtagen nie losgekommen bin. Ich musste mit in die Steppe westlich vor der Stadt! Ob ein Zeichen des Friedens angesichts der Geschichte der Zerstörung und des Hasses gesetzt werden soll? Ansätze dazu hatte ich schon mehrfach von „einfachen Menschen“ gespürt. Also hinaus zum Panzerkampfplatz mit Soldaten der Russischen Armee, mit Veteranengruppen, mit Gemeindegliedern der Orthodoxen Kirche und (wenigen) der lutherischen Gemeinde!

Die Liturgie wurde vollzogen, der Nonnenchor sang. Bald erging an mich der Aufruf, zu den Versammelten zu sprechen. Was kann man auf einem Totenfeld sagen? Es mussten für mich die Worte des Propheten Ezechiel (37,1-14) aus der Bibel sein: „Du Menschenkind, meinst du wohl, dass diese Gebeine wieder lebendig werden? ... Weissage: Ihr verdorrten Gebeine,

hört des HERRN Wort ... ich will Odem in euch bringen, dass ihr wieder lebendig werdet“. Und dann hat es – nach Ezechiel – mächtig gerauscht: Die toten Knochen wurden neu zu Menschen geschaffen mit Sehnen, Haut und allen Organen. Ich habe gewagt, die großartige Vision, die das Wiederaufstehen des Gottesvolkes Israel aus der Todeszone verheißt, den auf dem Stalingrader Totenfeld Versammelten zuzurufen. Es lag ja nahe: So viele Wunden und Schmerzen waren zugefügt, so unendlich viele Leben umgebracht, unermessliche Güter zerstört, Menschen mit Feindseligkeit verwüstet. Der Tod hat wahrlich gewütet – unvergesslich! Dagegen half nur die Hoffnungsperspektive: Der Gott Israels und der Völker wird die verdorrten Knochen nicht liegen lassen, sondern sie zu seiner Zeit vital machen wie am Anfang, die zerstörte Menschlichkeit aufrichten zu neuer stabiler Freude, ja zu solidarischem Umgang miteinander.

Ob Ezechiels prophetische Botschaft auf dem Stalingrader Totenfeld gehört worden ist? Auf den Gesichtern der Menschen waren ermutigende „Rückmeldungen“ zu lesen. Die Worte nicht weniger hatten den Tenor: Wir wollen doch schon seit Jahren Ausgleich, Versöhnung, Frieden mit den Deutschen, den früheren Feinden. Gut, das hier und jetzt wieder öffentlich zu hören. Und noch viel mehr in diesem Sinne. Ich war von Herzen froh und konnte mich gern nach der „Totenfeier“ an den kleinen volksfestartigen Dingen samt Feldküche der Russischen Armee beteiligen.

Sup. i. R. Dietrich Hallmann, Wolga-Beirat

Russland – die Erste

Meine erste Reise nach Russland führte mich in das Gebiet Kaliningrad. Das war 1996. Der Zusammenbruch der Sowjetunion war noch nicht lange her. Meine Kirchgemeinde in Dresden hatte sich auf die Suche gemacht nach einer Partnergemeinde in Russland. Wenn alle in den Westen reisen (1996!), dann reisen wir in den Osten. Das war Interesse an dem Land, Interesse auch an der kirchlichen Situation im ehemaligen Ostpreußen, wo ein Dresdner Pfarrer eine evangelische Gemeinde nach der anderen gegründet hatte.

Skurriel war der Grenzübertritt. Der Zug hielt im freien Gelände. Ein Holztor versperrte den Weg. Soldaten liefen am Zug entlang. Dann wurde das Tor aufgesperrt und wir fuhren weiter. Um vieles freundlicher der Empfang auf dem Bahnhof in Kaliningrad. Eine kleine Gruppe der evangelischen Gemeinde Polesk/Labiau empfing uns mit Blumen. Schon auf der Fahrt mit dem Kleinbus kamen wir ins Gespräch. In diesen Tagen lernten wir eine kleine lutherische Diasporagemeinde kennen. Zum Gottesdienst traf man sich in einer ehemaligen Zahnarztpraxis. Die Gemeinde von Kaliningrad feierte damals im Kino победа („Sieg“). Das Gebäude und sein Name erinnerten an vergangene Zeiten. Die Gottesdienste wurden von einem Pfarrer geleitet, der aus Deutschland kam.

Es ist nicht bei dieser ersten Reise geblieben. Als Ökumene-Referent konnte ich später vielfach das europäische Russland bereisen. Inzwischen sind 25 Jahre vergangen. Die kleine Gemeinde in Polesk hat sich aufgelöst, weil viele weggezogen sind, auch nach Deutschland. In Kaliningrad steht die Auferstehungskirche als sichtbares Zeichen für die lutherische Konfession. Der Propst ist ein Einheimischer. Kirchliches Leben findet man vor allem in den großen Städten. Ob in Moskau oder in St. Petersburg, ob in Ufa oder in Orenburg am Ural, überall gibt es renovierte Kirchen und vor allem lebendige Gemeinden. Die Pfarrer und Pfarrerrinnen (!) sind jetzt meist Einheimische und selbstverständlich auch der Bischof. Die Sprache im Gottesdienst ist Russisch.

Ein Wandel hat sich vollzogen. Die Wiedergeburt der lutherischen Kirche in Russland ist sichtbar geworden. Aber auch die Herausforderungen sind nicht zu übersehen. Viele Russlanddeutsche sind nach Deutschland umgesiedelt. Die Gemeinden sind klein, aber lebendig. Als Partner sind wir gemeinsam mit



Die lutherische Tradition ist in den kleinen Wolga-Gemeinden lebendig.

den Schwestern und Brüdern im europäischen Russland unterwegs. „Unsere Partnerschaft dient der gegenseitigen Ermutigung, Beratung und Tröstung im Glauben.“ – so steht es in der Partnerschaftsvereinbarung zwischen der ELKER und der sächsischen Landeskirche.

OKR Friedemann Oehme, Referent für ökumenische Beziehungen der EVLKS

Neue Gedenkkultur

Ein älteres amerikanisches Ehepaar aus der weltweiten Coventry-Nagelkreuzgemeinschaft kam 2004 zu uns nach Pankow. Der Alten Pfarrkirche dort in Ostberlin war nämlich schon 1962, ein Jahr nach dem Mauerbau, das Nagelkreuz von Coventry als Zeichen der Versöhnung in der damaligen Welt des Kalten Krieges verliehen worden. Darum dieser Besuch an einem historischen Ort.

Der Mann aus Denver/Colorado hatte zuvor an den Jubiläumsfeierlichkeiten in der Normandie teilgenommen, wo die alliierten Streitkräfte den Hitlerschen „Atlantik-Wall“ am 6. Juni 1944, dem „D-day“, überwunden und damit dem Zweiten Weltkrieg nach „Stalingrad“ (1942/43) eine weitere, entscheidende Wende gegeben hatten. Der Ehemann hatte als junger Soldat daran teilgenommen. Ich nahm das Paar mit, um im nahen sowjetischen Ehrenmal in Schönholz vor der zentralen Skulptur der „Mutter Heimat“, vor der ihr toter Sohn liegt, eine kurze Gedenkandacht zu halten.

Was mich völlig überraschte: Für das Ehepaar brach spürbar ein innerlich feststehendes Geschichtsbild zusammen, in dem im einstigen Kampf gegen Hitler die Sowjetunion mit ihren 24 Millionen Opfern einfach nicht vorkam. Die beiden Eheleute waren geradezu erschüttert, als ich ihnen davon erzählte, dann auch davon, dass in diesem Ehrenmal über 13 000 sowjetische Soldaten und Offiziere beigesetzt worden waren, die im Kampf um Berlin ihr Leben gelassen hatten und dass Teile dieses Monuments aus Gesteinsteilen der Hitlerschen Reichskanzlei stammten. Die Anlage war von 1947 bis 1949 gebaut worden. Auch folgte Ehepaar Jesse aufmerksam meiner Interpretation der Mutter-Sohn-Skulptur, die bewusst oder unbewusst in der damaligen Stalin-Zeit den sowjetischen Atheismus mit dieser deutlichen Erinnerung an die vielen christlichen Darstellungen der Pietà durchbrochen hatte.

Ich bin furchtbar traurig, dass kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges der „Kalte Krieg“ begonnen hatte und, je nach Standort „im Westen“ oder „im Osten“, Geschichtsbilder vermittelt wurden, die jeweils für sich den Sieg über Hitler-Deutschland beanspruchten, und dass bis hin in die jeweiligen Gedenkfeiern ein schiefes und ungerechtes Bild der Leistungen aller Seiten vermittelt worden war, das bis heute nachwirkt.



Das Ehrenmal in Schönholz erinnert an die sowjetischen Opfer des Zweiten Weltkrieges.

Es wäre aller Mühen wert, wenn endlich ein ausgewogenes Bild erstellt und die Verdienste und Versäumnisse aller Seiten benannt würden. Dann verlören die Gedenkfeiern auf beiden Seiten jeden falschen Pathos, und es könnte deutlich werden, welche schrecklichen Opfer wegen einer menschenverachtenden Ideologie erbracht werden mussten. Wie schön wäre es, wenn je nach Ort der Gedenkfeiern kurz auch an die Opfer und Verdienste der anderen Beteiligten im Zweiten Weltkrieg erinnert würde.

Sup. i. R. Dr. Werner Krätschell

Persönliche Erfahrungen in Russland

In einer christlichen Familie im Osten Berlins bin ich mit einer klaren Verurteilung der nationalsozialistischen Verbrechen aufgewachsen, aber auch mit kritischer Distanz zur DDR und deren Umgang mit der Vergangenheit. Meinen Vater, Jahrgang 1932, trieb die Frage um, warum die NS-Ideologie eine solche Anziehungskraft auf ihn als Jugendlichen ausgeübt hatte. Er engagierte sich bei Aktion Sühnezeichen in der DDR, weil er Versöhnung durch Reden und praktisches Tun miteinander verbinden wollte. Meine Geschwister und ich durften ihn zu Vorbereitungsreisen und Sommerlagern in Polen und der Tschechoslowakei begleiten. Wir waren in Lidice und Treblinka, wir erlebten in Polen, wie groß die Vorbehalte gegenüber Deutschen waren und warum in der Öffentlichkeit kein Deutsch gesprochen werden durfte. Später habe ich selbst an Sommerlagern teilgenommen und Gruppen geleitet. Wir arbeiteten in KZ-Gedenkstätten, Behindertenheimen und im Kindergesundheitszentrum in Warschau, das in Erinnerung an die im Krieg umgekommenen Kinder aus Spenden errichtet wurde, wir sind auf den Spuren von Häftlings-Todesmärschen gelaufen und haben deren Schicksale verfolgt.

In der Sowjetunion durften keine Sommerlager stattfinden, Anfragen dazu gab es. Die Vorbehalte gegenüber dieser zivilgesellschaftlichen und nicht kontrollierbaren Form der Begegnung waren groß. Überhaupt war und ist Versöhnung kein erstrebenswertes Ziel in der Sowjetunion und im heutigen Russland, Konflikte gehören zur Politik. Die Sicht auf den Großen Vaterländischen Krieg ist eine heroische, davon zeugen die zahlreichen Kriegsgräberstätten und -denkmale. Stärke und Stolz sind tragende Gefühle, Leid und Schmerz kommen hingegen kaum vor. Ausnahmen sind die Erinnerungen an die Leningrader Blockade und an die zerstörten Dörfer in Belarus, für die schon in den 1960er Jahren eine staatliche Gedenkstätte der Trauer in Chatyn geschaffen wurde. Der Schülerwettbewerb „Der Mensch in der Geschichte – Russland im 20. Jahrhundert“, den die Organisation MEMORIAL seit mehr als zwei Jahrzehnten durchführt, zeugt ebenfalls von ganz anderen familiären und regionalen Erinnerungen. Die Stalingrad-Madonna, die die Sehnsucht der Soldaten nach Wärme, Nähe und Frieden zeigt, erscheint mir als Geste der Versöhnung außerordentlich wichtig.

Das erste Sommerlager der wieder vereinigten Aktion Sühnezeichen konnte im Juli 1991 – kurz vor dem August-Putsch und der endgültigen Auflösung



Persönliche Begegnungen stärken die Partnerschaft: deutsch-russische Gruppe in Kalmückien.

der Sowjetunion – in St. Petersburg stattfinden. Eingeladen von MEMORIAL arbeiteten wir in einem Krankenhaus für Kriegsveteranen und in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Die Veteranen traten uns aufgeschlossen und interessiert entgegen, brachten uns als nachfolgende Generation nicht mit den Kriegsverbrechen in Verbindung, waren eher überrascht, dass wir freiwillig und unentgeltlich in ihrem Land arbeiteten, während die eigene Jugend sich überwiegend desinteressiert verhielt. Einig waren wir uns darin, dass es das Wichtigste sei, den Frieden in Europa zu erhalten.

Seitdem bin ich viele Male in Russland wie auch in der Ukraine und Belarus gewesen, habe mich an Gesprächen in Küchen und auf Konferenzen beteiligt und als Übersetzerin Brücken gebaut. An die Wolga kam ich erst im Rahmen der Gemeindefeminare des Berliner Missionswerkes und bin sehr dankbar für diese Begegnung. Große Sorge bereitet mir allerdings die politische Entwicklung in Russland, die Entfremdung von Europa, das Misstrauen gegenüber einer lebendigen, mündigen und international kooperierenden Zivilgesellschaft.

Sabine Erdmann-Kutnevic, Brot für die Welt/Kirchen helfen Kirchen, Wolga-Beirat

Unvorstellbar!

1989 – meine erste Reise in die Sowjetunion

Bei Almaty, das damals noch Alma Ata hieß, besuche ich mit einer Reisegruppe Russlanddeutsche. Zurück in Deutschland klingelt am Tag darauf das Telefon. Ein Musiker, den ich dort kennenlerne, spielt für mich am Klavier einen Morgengruß – über 6.000 km.

Vater und Sohn

Wünsdorf 1994, Abschiedsveranstaltung der WGT, der russischen „Westgruppe der Truppen“. Parade, Vorführungen, Reden. Russen und Deutsche, in Zivil und Uniform, ich sehe bekannte Gesichter. Meinen Vater, geboren auf der Flucht der Großeltern vor den Bolschewiki, selbst Kriegsgefangener der Sowjetarmee, frage ich: „Vater, wenn Dir 1945 jemand prophezeit hätte, dass Dein Sohn 50 Jahre später vom Oberkommandierenden der Russischen Armee offiziell zu deren Abschied aus Deutschland eingeladen wird – was hättest Du ihm gesagt?“ Der Vater schüttelt den Kopf, zögert, sagt leise: „Unvorstellbar!“

Plan trifft Zufall

Ein junger Bekannter geht im Rahmen seiner Ausbildung Ende der Neunzigerjahre eine Zeit lang nach Moskau, findet dort Kontakt zur Gemeinde der Peter-und-Paul-Kathedrale. Eine Woche nach Ankunft ruft er mich an. Ob ich wisse, dass dort „Hoerschelfrauen und -männer rumlaufen“. Kurze Zeit später bin ich dort, treffe einige Nachfahren derjenigen, die 1918 in Russland blieben. Sie laden mich ein, wir sind noch, wieder Familie.

... sehen sich Familien wieder

Ein Treffen nach der Jahrtausendwende mit nahen, fernen und ganz fernen Verwandten im ostdeutschen Thüringen. Wir besuchen ein Dorf, in dem Vorfahren lebten, blicken durch die Fenster in die evangelische Dorfkirche. Der Dorfpfarrer kommt zufällig, spricht uns an und lädt uns spontan zu einem „besinnlichem Augenblick“ in die Kirche ein. Er spricht über deren Geschichte, ihre „offene Tür“. Als er hört, dass wir Amerikaner und Russen unter uns haben, wiederholt er einfach alles in fließendem Englisch und Russisch. Ein unerwarteter Familienverbund, auf dem Dorf.

Axel von Hoerschelmann, Ministerialrat a. D., ehem. Land Brandenburg

Svetlij Jar (Светлый Яр) – Das Ende der Welt

Svetlij Jar ist ein Ort, wohin man nicht fahren sollte. Wenn ich jedoch „Svetlij Jar“ zu meinem langjährigen Freund Dima aus Wolgograd sage, dann fangen wir an zu lachen. Svetlij Jar liegt an einer scharfen Kurve der Wolga, südlich von Dimas Heimatstadt. Im Ort gibt es einen Kiosk und einen Parkplatz für die Kleinbusse. Hier kommen Dmitry und ich an einem Wintertag für einen Tagesausflug aus Wolgograd an. Oder war damals Sommer und es wirkte alles nur kalt? Die Menschen an der Haltestelle warteten schon sehnsüchtig auf den Transfer in die Großstadt. Ich fragte mich, was die Zurückgebliebenen an diesem Ort überhaupt noch hielt. Weit und breit gab es nichts außer Steppe, heruntergekommene Häuser und ein paar herumstreunende Hunde. Lichthelles Steilufer heißt der Ort übersetzt. Hell ist hier eigentlich nichts.

Am Ende des Ortes befindet sich allerdings ein hohes, hellsandiges Ufer und die Wolga weitet sich zu einem kleinen Meer. Ich glaube, das Ende der Welt erreicht zu haben. Dima und ich stehen mit 20 Jahren also am sandigen Abgrund. „Im Sommer kann man hier auch baden, aber danach wirst du deine Sehkraft verlieren und an einer Lungenvergiftung sterben.“, erklärt mir Dima und lacht aus vollem Herzen. Von weitem sehen wir das feuernde Chemiewerk von Wolgograd. In Svetlij Jar kommen alle abgeleiteten Industrieabfälle der Großstadt Wolgograd vorbeigeschwommen. Dima und ich setzen uns an den Hang des Ufers und trinken gemeinsam ein Bier. Nichts ist schön an diesem Ort, außer Dimas Lachen. Sein Humor trägt ihn über viele Abgründe hinweg. „Auf die schöne Heimat!“ sagt er. „Auf die schöne Heimat!“ sage ich.

Wenn man zusammen am Ende der Welt war, dann verbindet es einen und auch das Unschöne wird geheimnisvoll schön. Dima und ich sind seit meiner Zeit als Freiwillige in Wolgograd, seit über 16 Jahren, befreundet. Unsere Freundschaft begann, als wir an einem winterlichen Tag einen Ausflug machten. Sie begann am Ende der Welt.

Pfrn. Ulrike Bischoff, Wolga-Beirat





Beziehungen an die Wolga

„Ihr seid so dünn, ihr könnt eine Ziege zwischen die Hörner küssen.“ Das war ein Spruch, den ich 1979 bei meinem Besuch in Nowosibirsk kennenlernte. Unsere Gastgeberin nutzte ihn, um uns drei Jugendlichen zu erklären, dass wir noch viel zu wenig gegessen hätten. Sie hatte ihn von der Wolga mitgebracht, von wo aus sie mit Umwegen nach Sibirien vertrieben worden war.

1978 kam in meiner Heimatstadt Meerane eine ältere Frau mit einem auffällig bunten Kopftuch einige Sonntage nacheinander zum Gottesdienst. Nicht gleich zu Beginn gab sie sich als Besucherin aus Nowosibirsk zu erkennen, die Kontakte und Literatur für ihre nicht registrierte, lutherische Gemeinde suchte. Dann gab es Gespräche, in denen Olinda Bender erzählte, dass sie Deutsche ist und 1910 in Balzer an der Wolga geboren wurde. Sie vermittelte uns Adressen aus ihrer Familie und lud uns ein, sie zu besuchen.

So reiste ich 1979 als 21-Jähriger mit meinem Bruder (19) und einem Freund (22) nach Nowosibirsk. Dafür hatten wir eine private Einladung erhalten. Nur Schulrussisch sprechend waren wir vom Abenteuer einer so weiten Reise begeistert. Wir erlebten eine uns völlig neue Welt: die überaus herzliche Gastfreundschaft, das alltägliche Leben in der Sowjetunion, die Geschichte der Deutschen dort, eine Familiengemeinde mit Worten und Gedanken vom Anfang des Jahrhunderts, nationalistische Gedanken einer Minderheit fern einer vermeintlichen Heimat, die Heimatlosigkeit Vertriebener, die heimliche oder offene Zurückhaltung jüngerer Familienmitglieder, deutsch und lutherisch zu sein. In den nachfolgenden Generationen dieser Familie wurde kaum noch Deutsch gesprochen.

Ich erinnere mich an einen Gottesdienst in der Wohnung von Olindas Bruder, der von einem lutherischen Pfarrer im Baltikum den Segen für die Gemeindeleitung bekommen hatte. Es wurden Lieder gesungen, deren Melodien kaum zu erkennen waren. Wir hörten eine vorgelesene Predigt aus einem sehr alten Buch. Eine weitere Predigt wurde frei gehalten. Aus Kasachstan waren Verwandte gekommen, die ihren 3-jährigen Sohn taufen lassen wollten.

Das biblische Buch der Offenbarung spielte eine besondere Rolle. Wenn daraus Texte gelesen wurden, konnte Olinda diese meist auswendig. Sie hatte das letzte Buch der Bibel mit ihrer Mutter auf deren Sterbebett auswendig gelernt. Besonders aus diesen Texten schöpfte sie Hoffnung, denn sie fühlte sich in einer apokalyptischen Zeit lebend. Vor allem konnten ihr diese Bibelworte bei der nächsten Vertreibung nicht genommen werden, da sie sie in ihrem Herzen trug.

Der Kontakt zu Olinda Bender riss nicht ab. Es gab Besuche hier und dort. 1990 stand sie vor unserer Tür in Dresden und erklärte uns, dass sie nicht wieder zurückkehren wollte. Eine Odyssee führte sie durch verschiedene Aufnahmeeinrichtungen. Sie starb wenige Jahre später in Düren. Ein Teil ihrer Verwandten ist wie sie nach Deutschland gekommen, vor allem nach dem Zerfall der Sowjetunion und der damit verbundenen Angst vor Nationalismus in den neu entstandenen Staaten. Zu einer der Familien haben wir bis heute einen freundschaftlichen Kontakt. Sie haben durch ihren Fleiß, ihre Lebenserfahrung und ihren Familienzusammenhalt ihren Platz hier gefunden. 2009 konnten wir mit ihnen nach Kasachstan reisen. Sie kehrten das erste Mal in ihre frühere Heimat zurück und haben sie uns gezeigt.

Meine Beziehung an die Wolga ist also eine indirekte. Ich war nie dort. Aber die Begegnung mit Menschen, die von dort kommen, hat mich nie wieder losgelassen. Wenn ich heute ihren Dialekt höre, berührt mich das noch immer. Für die Begegnungen und die Freundschaft bin ich sehr, sehr dankbar.

Diakon Michael Zimmermann, Beauftragter für Friedens- und Versöhnungsarbeit der EVLKS



Die Kriegsgräberstätten von Rossoschka, ca. 35 km von Wolgograd/Stalingrad entfernt, erinnern an deutsche und russische Kriegsoffer, allerdings zweigeteilt, von einer Landstraße getrennt. 2016 wurde hier als versöhnendes Element zwischen beiden Kriegsgräberstätten eine kleine Friedenskapelle eingeweiht.

Wenn nur der Glaube bleibt

1995 besuchte ich eine Freundin in Saratow. Als Pfarrerin betreute sie für sechs Monate die neu entstandene evangelisch-lutherische Gemeinde. Neben Besuchen in den Gemeinden Marx und Engels standen die persönlichen Begegnungen mit den Christinnen und Christen vor Ort im Mittelpunkt meines Besuches. Ich hörte erste Lebensgeschichten. Geschichten von ihrer Heimat an der Wolga, ihrer unbeschwerten Kindheit, ihrem Alltag und ihrem Glauben. 1941 kam die Deportation nach Kasachstan oder Sibirien, Angst, Hunger, Kälte im Winter, Hitze im Sommer – immer in der Ungewissheit, was wird aus uns werden?

Ich besuchte in dieser Zeit viele Familien, saß gemütlich in deren Wohnzimmer, die Wände waren mit Teppichen geschmückt, der Samowar köchelte leise, ich erzählte von Deutschland. Die Fragen nahmen kein Ende. Es gab so viele Vorstellungen von der fernen Heimat. Es war nicht die frühere Heimat an der Wolga gemeint, sondern die Heimat, die einst ihre Vorfahren verlassen hatten, und mit der sie sich immer noch stark verbunden fühlten.

Es waren genau diese Begegnungen, die mich neugierig gemacht haben. 1998 besuchte ich Orenburg, die Grenzstadt von Europa und Asien. Ich nahm an der Grundsteinlegung für das neue Gemeindehaus teil. Während dieses Besuches fuhren wir auch nach Orsk. Die dortige Gemeinde gehörte, obwohl 300 km von Orenburg entfernt, zu dieser Propstei. Vor dem Gottesdienst saß ich auf einer Bank vor dem kleinen Gemeindehaus und genoss die Sonnenstrahlen. Eine Frau setzte sich zu mir. Wir kannten uns nicht und ich habe auch ihren Namen vergessen, ihre Geschichte aber nicht. Sie erzählte mir ein wenig von ihrer Familie. Dann brach es aus ihr heraus: „Nach 1941 wurde uns alles genommen, unser Haus, unser Eigentum, unsere Würde, unsere Familie wurde getrennt, wir haben so viel Leid erfahren – das Einzige, was man uns nicht nehmen konnte, war unser Glaube.“ Und sie schloss mit den Worten: „Deshalb sitze ich nun hier und bin dankbar.“

Beate Wagner, EVLKS

Vergesst uns nicht und kommt wieder!

Ich stehe am Flughafen und weiß, dies wird nicht mein letzter Besuch in diesem so fremden Land sein. Gerade endet meine zweite Reise in Richtung Osten. Die erste hatte zu Zeiten des real existierenden Sozialismus stattgefunden. Als Touristin mit eben bestandenem Abitur in der Tasche hatte ich Moskau und Leningrad kennengelernt, kaum aber die Chance gehabt, die Menschen zu treffen, die hier leben.

Das war diesmal anders. 14 Tage voller Begegnungen lagen hinter mir. Nicht nur die Menschen in Sarepta – wohin uns unsere Reise geführt hatte – sondern Deutsche und Russen, Jüdinnen und Muslime, Buddhisten und Orthodoxe, politisch Engagierte und Menschen in NGOs hatten wir dank der guten Kontakte des Leitungsteams getroffen. Viele Geschichten, Lebensgeschichten tummelten sich in meinem Kopf und warteten darauf, sortiert zu werden. Besonders angetan hatten es mir die Schicksale der Deutschen, die wir getroffen hatten. Grauenvolles hatten sie erlebt, aber ihr Glaube an Gott, der es gut mit ihnen meint, war unerschütterlich.

Diesem Besuch an der Wolga sind viele weitere gefolgt. Immer wieder besuchte ich evangelisch-lutherische Gemeinden an der Unteren Wolga. Oft war ich mit Jugendlichen unterwegs, die in eine für sie völlig unbekannte Welt eintauchten. Zahllos auch die Besuche bei uns. Jugendliche und Erwachsene, längst Freundinnen und Freunde, kamen für kurze oder längere Zeit, um unsere Gäste zu sein, zu sehen, wie wir Kirche bauen und zu überlegen, was davon auch für sie hilfreich sein kann.

Gern erinnere ich mich an Gottesdienste in Wohnzimmern irgendwo auf einem Dorf in der Weite der russischen Steppe. Dicht gedrängte Menschen, die dem Wort der Predigt lauschten, die unendlich langsam die alten Lieder sangen, die sie durch die Verbannung getragen hatten, die glücklich waren, dass jemand zu ihnen gekommen war, die Abendmahl mit ihnen feierte, Kinder und Erwachsenen taufte und beim Abschied versprach, in Deutschland von ihnen und ihrem Glauben zu berichten. „Vergesst uns nicht und kommt wieder!“, das waren ein um das andere Mal die Abschiedsworte, die ich im Gepäck mitnahm.



Weite Landschaften prägen das Gebiet der Unteren Wolga.

Und jedes Mal wieder, so anstrengend die Reisen zu weit entfernten Dörfern und Städten, die langen Fahrten durch die russische Steppe und die kurzen Nächte auch sind, jedes Mal wieder nehme ich mir vor: Das soll nicht mein letzter Besuch an der Wolga gewesen sein.

Pfrn. Gabriele Neumann, Wolga-Beirat



Annäherungen an Russland

In meiner Kindheit in der DDR erlebte ich Russland – nein, das Wort war verpönt: die Sowjetunion! – nur als unangenehme Realität. Der Russischunterricht war ein ungeliebtes politisches Fach, die Schönheit der Sprache konnte ich erst später empfinden. Die – seltenen – Kontakte zu sowjetischen Besatzungssoldaten in der Schule waren keine freien Begegnungen, sondern kontrollierte Veranstaltungen. Der Briefwechsel mit einer sowjetischen Schülerin wurde von ihrer schulischen Zensur abgebrochen, nachdem ich etwas über die Kirche geschrieben hatte. Sowjetische Kasernen lösten in mir einen Schauer aus, weil sie einen verwahrlosten Eindruck machten – die Fenster waren meist mit Zeitungspapier zugeklebt.

Das erste positive Russland-Erlebnis war in meiner Studienzeit der Besuch eines orthodoxen Osternachtgottesdienstes in der russisch orthodoxen Kirche in Leipzig. Zum ersten Mal empfand ich hier den Zauber russischer Kultur. Bücher von Hannah Arendt und Alexander Solschenizyn, durch die ich von den Verbrechen Stalins erfuhr, verbesserten seltsamerweise mein Russlandbild, weil es jetzt ehrlicher wurde. Später waren mir Karl Schlögl's Bücher Quellen spannendster Erkenntnisse über Russland. Nach 2000 reiste ich mehrmals im kirchlichen Dienstauftrag nach Russland, besuchte Moskau, St. Petersburg, Orenburg und Kaliningrad. Dabei erlebte ich die Herzlichkeit russischer Menschen und die Schönheit eines anderen Europas.

In meiner Kirchgemeinde betreute ich jahrelang einen Kreis russlanddeutscher Spätaussiedler. Wir schlossen einander ins Herz und sangen gemeinsam Lieder mit einer Inbrunst, die man in Deutschland nicht mehr kennt. 2014 verbrachte ich gemeinsam mit meiner Frau einen Sommer in Kaliningrad als Urlauberseelsorger. Niemand wollte uns zu Hause glauben, dass es einer unserer schönsten Urlaube war! Natürlich maßen wir ihn nicht an deutschen Komfortansprüchen. Aber wir erschlossen uns eine Region mit einer einmaligen Geschichte mit all ihrer Tragik.

Pfr. i. R. Dr. Arndt Haubold, Vorsitzender des GAW Sachsen

Russische Weiten

Bei mir begann es im Flüsterton: „Du, woher hast Du das?“ In der langsam sich öffnenden Hand meines Schulfreundes, wir sind gerade in der dritten Woche nach der Einschulung, blinkt ein kleines russisches Abzeichen. Das weckt mein Begehren: „Wie?“ „Och, da sagst du einfach zu einem Soldaten: Kamerad, snatschki?“ Ach, der nächste russische Soldat war ja nicht weit. Auf die von mir vorgetragene Parole hin greift er in seine Hosentasche und gibt mir ein dunkelrotes Abzeichen! Zu Hause reagiert meine Mutter aber entsetzt: „Junge, mach das nie wieder!“ Erst Jahre später hörte ich sie von ihren nächtlichen Sorgen als junge Diakonieschwester im Krieg erzählen, wie sie die Patientinnen und Patienten im Martin-Luther-Krankenhaus Berlin während der Bombardierungen und besonders vor „den Russen“ zu schützen hatte.

Dann lernte ich in der Schule Russisch, leider nicht im lebendigen Austausch. Später konnte ich im Kirchlichen Oberseminar Potsdam-Hermannswerder von der Rückseite des Gebäudes in den Hof schauen: Da war eine russische Kaserne! Aber die war samt ihren Insassen total abgeschirmt.

Mitte der Achtzigerjahre ließen Meldungen aus der UdSSR aufhorchen. Dazu las ich manches im Original der „Literaturnaja Gaseta“ nach. Unter Staats- und Parteichef Michail Gorbatschow deuteten sich mit „Glasnost und Perestroika“ politische Entwicklungen an, deren Wirkungen sich nun über Polen mit der inzwischen sehr wirkmächtigen „Solidarność“ bis nach Ost-Berlin erstreckten. „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!“, hatte Gorbatschow den SED-Gewaltigen in Ost-Berlin anlässlich des 40. Jahrestages der DDR ins Stammbuch gesprochen. „The Scorpions“ sangen bereits: „I follow the Moskva down to Gorky Park, listening to wind of change ...“ Wenige Tage später wurde die „Berliner Mauer“ von Osten her „Ohne Gewalt!“ aufgedrückt: Weltereignis der Friedlichen Revolution!

In ihrem Weihnachtsbrief 1990 resümierte meine Tante, Diakonieschwester Maria Werdin (1924-2012): „Ein Wunder ist mir auch unsere Bewusstseinswandlung. Aus dem Untermenschen des Tausendjährigen Reiches, dem Russen, der uns in den letzten Kriegszeiten und danach in Angst und Schrecken versetzte, ist uns der Mensch nahegerückt. Russische Soldaten werden zu Weihnachten in deutsche Familien eingeladen, ein West-Berliner



Die Gedenktafel von 2014 erinnert an „250 Jahre Einwanderung der Deutschen ins Wolgabgebiet“.

Chor fährt in eine russische Kaserne, Päckchen werden gepackt für Soldaten. Dies sind Begegnungen von Mensch zu Mensch, – ganz abgesehen von den großen Hilfsaktionen für Russland. Dass wir Menschen als ein Gegenüber sehen, macht das Leben interessant und lebenswert und vor allen Dingen, dass wir uns ändern können.“

2018 fuhr ich das erste Mal mit nach Russland an die Untere Wolga. Propst Oleg Stulberg leitete uns am Wolga-Ufer zu dem Feldstein mit der Gedenktafel, wo vor 250 Jahren die Herrnhuter Brüder an Land gegangen waren. Da blinkten uns alle Sonnenstrahlen entgegen, die sie auf sich versammelt hatte und der Wind umwehte uns aus den endlosen Weiten.

Nunmehr gehen wir gemeinsam auf den vor uns liegenden Wegen und sättigen unsre Gedanken mit allem Guten, was uns für unser Leben anvertraut ist.

Pfr. Dr. Justus Werdin, Wolga-Beirat



Spenden für die evangelischen Gemeinden in Russland

Berliner Missionswerk

Evangelische Bank

BIC: GENODEF1EK1

IBAN: DE86 5206 0410 0003 9000 88

Stichwort: Wolgapartnerschaft

Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens

Bank für Kirche und Diakonie –

LKG Sachsen

IBAN: DE06 3506 0190 1600 8000 15

BIC: GENODED1DKD

Stichwort: Spende ELKER